

Laudatio Rudolf Augstein zum Hundertsten Heine und Augstein – zwei streitbare Geister  
5.11.23, Resonanzraum, Bunker St. Pauli, Feldstraße 66

---

Sehr geehrte Anna Augstein,  
sehr geehrte Franziska Augstein,  
sehr geehrte Stephanie Reuter,  
liebes Publikum,

vielen Dank für die Einladung, anlässlich des 100. Geburtstags von Rudolf Augstein sprechen zu dürfen. Da haben Sie sich und folglich auch mir für diese Rede wirklich keine leichte Aufgabe gestellt.

Denn die heutige Veranstaltung soll einen Brückenschlag zwischen Rudolf Augstein und Heinrich Heine wagen. Ausgangspunkt ist ein später großer Text Augsteins, eine Spiegel-Titelgeschichte zu Heines 200. Geburtstag 1997. Darin vertieft sich Augstein empathisch in Heines Leben - und legt damit auch implizit die Frage nahe, wie viel von Heine er eigentlich in sich selber sah.

Doch was macht man damit 26 Jahre später?

Eine eher spielerische Annäherung wäre, aus den kombinierten Buchstaben der beiden Nachnamen ein starkes Anagramm zu bilden: EINGEHAUEN IST.

Was nach dem Doppelpunkt, der diesen beiden Worten mental zwangsläufig folgt, steht, überlasse ich Ihnen. Aufgrund des Lebens und Wirkens der beiden streitbaren Geister ebenso wie den Regeln der Rede-Gattung Laudatio folgend, kann es aber unbestreitbar nur etwas passend Würdigendes und Wertschätzendes sein.

Doch so leicht will ich es mir nicht machen, sondern diese beiden bedeutenden Journalisten und Zeitdiagnostiker ein wenig zueinander und zu unserer Zeit in Beziehung setzen.

Zwischen dem Wirken der beiden Männer, also zwischen Vormärzpublizistik und bundesrepublikanischer Demokratie, liegen so viele Umbrüche, dass sie eine eigene

historische Betrachtung wert wären: die Werdung der verspäteten Nation, die Gründung und das Vergehen eines Kolonialreiches, eine gescheiterte Demokratie, zwei Weltkriege, der Nationalsozialismus, die Schoah und die Teilung Deutschlands.

Und trotzdem lassen sich biographische Gemeinsamkeiten finden, die etwas mit den Zeiten zu tun haben, in die Heine und Augstein hineingeboren wurden.

Beide Männer wurden an der Schwelle zu Epochenbrüchen geboren und erlebten in ihrer frühen Jugend Systemwechsel:

Heinrich Heine kurz vor Ende des 18. Jahrhunderts, wohl am 13. Dezember 1797, und zum Ende der französischen Revolution als Harry Heine geboren, war 13 Jahre alt, als er 1811 den Einmarsch der napoleonischen Truppen in seine Heimatstadt Düsseldorf miterlebte. Kurz darauf endeten die napoleonischen Kriege und es begann die Restauration. Demokratie und Einheit blieben in Deutschland revolutionäre Ideen, die politische Realität sah anders aus. Doch es gärte im Land.

Der damals spürbare Antisemitismus und die Zensur in deutschen Landen erschwerten Heine die schriftstellerische Arbeit. Seine Bewunderung für die Julirevolution trieb ihn schließlich 1830 nach Frankreich, das preußische Publikationsverbot machte 1835 daraus ein Exil. Von dort aus dachte er an Deutschland in der Nacht und ward um den Schlaf gebracht. Da ging es zwar auch um das Schicksal der eigenen Mutter, aber dass das Deutschland in der Restaurationszeit nur als loser Bund von Fürstentümern und Königreichen existierte, tat sein Übriges.

Rudolf Augstein wiederum wurde am 5. November 1923 geboren – im Krisenjahr der Weimarer Republik:

Es war das Jahr der Hyperinflation in Deutschland, der Besetzung des Ruhrgebiets durch die Franzosen, des Barmbeker Aufstands, der Absetzung der KPD in einigen ostdeutschen Landesregierungen und des Marsches der Nationalsozialisten auf die Münchner

Feldherrnhalle. Die Augsteins erlebten diese Wirren in Bingen. Als Rudolf Augstein 10 Jahre alt war, gelangten die Nazis an die Macht.

Vaterländisch-national erzogen und für die Nationalsozialisten als Kanonier und Funker im Kriegsdienst, blieb die deutsche Nation für Augstein zeitlebens ein Fluchtpunkt seines Denkens und Handelns.

Aber er sah seine Heimat spätestens seit dem Ende der NS-Zeit zwingend als ein demokratisches Gemeinwesen, für das er mit seinem SPIEGEL ein wehrhaftes „Sturmgeschütz“ erfand.

Das Verständnis Heines und Augsteins trifft sich hier also vermutlich am ehesten in etwas, das man als „republikanischen Patriotismus“ (Horst Pöttker) bezeichnen könnte. Dem Traum oder Märchen einer deutschen Nation, die sowohl die Enge des Biedermeiers als auch die Kälte der Restauration und ganz bestimmt die menschenverachtende Grausamkeit des Nationalsozialismus überwunden hat.

Im Schreiben beider ist das Ideal einer Gesellschaft spürbar, die durch öffentliche Kommunikation zueinander findet und deren Bürger im demokratischen Gespräch klären, wie sie zusammenleben möchten.

Wie das mit Träumen und Idealen nun mal so ist: Sie dienen vor allem als richtungsgebende Gegensätze zu Realität. Als regulative Ideen, die den eigenen Blick auf das Jetzt schärfen.

Sie fordern heraus, die Gegenwart an besseren denkbaren Möglichkeiten zu messen: Der Gedanke, dass die Realität anders sein kann als zurzeit, dass andere Wege denkbar und damit auch umsetzbar sind, trägt den Kern der Veränderung bereits in sich.

Das wissen die Künste, die die Welt im Fiktiven als veränderbare aufs Papier bringen oder auf der Bühne spielen. Und das sollten auch andere öffentliche Institutionen wie der Journalismus oder die Politik beherzigen. Für die Schriftsteller Heine und Augstein – ja auch

Rudolf Augstein versuchte sich früh an Gedichten und Dramen, wenn auch mit sehr mäßigem Erfolg – war das selbstverständlich.

Im SPIEGEL selbst heißt es in „So wurden wir angefangen“, dem ersten Teil der Artikelserie über das frühe Schreiben des Gründers: „Schon in Augsteins Schulaufsatz zeigen sich damit jene Unschärfen, die seine Texte immer ausgezeichnet haben. Später, in seinen Kommentaren und Essays, wurden daraus ganz bewusst formulierte Widersprüche. Er spielte mit Andeutungen, legte falsche Fährten, schlüpfte in Rollen.“

Heute, in unseren so funktional differenzierten und professionalisierten Zeiten, unterschätzen wir zu häufig, welche Kraft in solchem Spiel stecken kann. Es lohnt, sich daran zu erinnern.

Denn auch wenn Heine und Augstein in ihren Schriften eher skeptisch wirkten: Allein die Tatsache, dass sie schreibend Welten vermittelten und erschufen, dass sie all diesen Aufwand trieben, um Gedanken aufs Papier und an ein Publikum zu bringen, zeigt letzten Endes, dass sie davon ausgingen, dass dieses Schreiben etwas bewirken könne. Das darf man – allem demonstrativ und schützend zur Schau gestelltem Realismus entgegen – durchaus als zuversichtlich betrachten.

Da ist ein gewisser Aufklärungsoptimismus spürbar. Beide schrieben, um ihre Gegenwart zu verändern.

Diese Gegenwart aber präsentierte ihnen im Kleinen und Privaten durchaus unterschiedliche Herausforderungen: Heine musste kämpfen, um durchzukommen. Zwar hatte er durch den Verkauf seiner Bücher und die Zuwendungen seines Hamburger Onkels Salomon Heine immer gerade ausreichend Geld, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten, aber die Briefe an seinen hiesigen Verleger Campe sind Legende.

Rudolf Augstein hingegen genoss neben großem publizistischen auch wirtschaftlichen Erfolg. Anders als Heine ist er nicht nur als Autor, sondern als Verleger und Medienunternehmer berühmt geworden.

Die unterschiedliche Haltung der beiden zur wirtschaftlichen Dimension ihres Daseins, zeigt sich denn auch in ihrem Blick auf Hamburg. Heine verbrachte die Zeit seiner kaufmännischen Ausbildung von 1816 bis 1818 hier, verließ die Stadt aber ohne konkrete berufliche Aussichten. Zeitlebens blieb sein Verhältnis zur Hansestadt distanziert, er gedenkt 1844 in „Deutschland – Ein Wintermärchen“ der „Liebe erste Küsse“, die er hier erlebte ebenso wie dem „Austernkeller, wo ich die ersten Austern schluckte“.

Viele seiner Kommentare sind spöttisch-frustriert. Besonders ärgerte ihn die eher materialistische Ausrichtung der Handelsmetropole. Im „verluderten Kaufmannsnest“ gäbe es „Huren genug, aber keine Musen“.

Noch ein weiteres Zitat würde ich gern anbringen, dessen Ironie zum heutigen Anlass Heine vielleicht wertgeschätzt hätte: Er warf unserer Stadt vor, dass hier „nur tote Künstler geschätzt werden, den lebenden begegnet man mit Missachtung.“

Dem muss ich natürlich qua Amt widersprechen. Aber das Heine-Denkmal in Bronze, das über den Rathausmarkt blickt, wurde tatsächlich erst lange nach seinem Tod, im Jahr 1982 aufgestellt.

Immerhin hat Hamburg die Würdigung Rudolf Augsteins am vergangenen Donnerstag wenige Tage vor dem 100. Geburtstag geschafft...

Und ich könnte jetzt mit einer 345 Jahre alten Bürgeroper, dem Nationaltheater Lessings, mit Brahms und Mahler, Lenz und Ligeti argumentieren. Doch das wissen Sie ja alles. Diese Stadt hat eine große Kulturtradition, die sie allerdings bis heute kaum zur Selbstbeschreibung oder gar Selbstvergewisserung heranzieht.

Lieber will ich noch einmal zurückkommen zu der großen Gemeinsamkeit von Heine und Augstein: der Idee der Öffentlichkeit.

Hier wird es kompliziert. Denn wie soll man den schriftstellerischen Vormärz-Journalisten Heine und den Gründer des bedeutendsten europäischen Nachrichtenmagazins des 20. Jahrhunderts Augstein in dieser Dimension eigentlich vergleichen?

Nun! Wie ich in der Vorbereitung meiner heutigen Rede herausgefunden habe, hat es einer meiner Doktorväter, Horst Pöttker, in einem instruktiven mit einem Heine-Zitat betitelten Text, „Alles Weltwichtige an Ort und Stelle betrachten und behorchen“ pointiert getan. Das Ergebnis des Vergleichs allerdings überrascht.

Er ist nicht der erste, der den Vergleich wagt, sondern knüpft an ältere Texte an, die Augstein in der Tradition Heines als meinungsstarker Vertreter der in Deutschland lange vorherrschenden „Überzeugungs- und Gesinnungspublizistik“ sehen.

Ja, Augstein sei ein engagierter Kommentarjournalist gewesen, schreibt auch Pöttker. Aber Heine eben nicht. Der ältere Bruder im Geiste habe eine stärker ausgeprägte „journalistisch-ironische Distanz zu politischen und weltanschaulichen Gesinnungen“ gehalten.

Die unausgesprochene Pointe wäre dann, dass Augstein seinen Heine vielleicht doch etwas falsch verstanden hatte und lieber bei Börne hätte anknüpfen sollen.

Tatsächlich erscheint Heinrich Heine in vielen Selbstzeugnissen rückblickend als moderner Reporter, während Augstein trotz aller anderslautenden Bekenntnisse im Journalismus immer auch die meinungsbildende Möglichkeit sah, mit einem kräftigen Leitartikel, Gesellschaft und Demokratie nach seiner Meinung zu formen.

Doch der Reihe nach:

Es war Ferdinand Lassalle, den Heine mit einem Empfehlungsschreiben in die Berliner Gesellschaft einführte, der 1862 folgenden Satz prägte: „Alle große politische Aktion

besteht in dem Aussprechen dessen, was ist, und beginnt damit. Alle politische Kleingeisterei besteht in dem Verschweigen und Bemänteln dessen, was ist.“

Er stand an der Wiege der Sozialdemokratie, die ein Jahr später gegründet wurde. Aber er war natürlich auch programmatisch für das publizistische Wirken vieler Schriftsteller spätestens seit dem Hambacher Fest.

In ihm drückt sich jene Gewissheit aus, die Journalismus inhärent ist: das Herstellen von Öffentlichkeit, mithin das Aussprechen, ist seine Kernaufgabe, um einer Gesellschaft zu ermöglichen, gemeinsam alles Wichtige und Wesentliche sie Betreffende zu besprechen.

Hier manifestiert sich jene Vorstellung des Öffentlichen, die das Bürgertum dem Adel entwendet und ins Demokratische gewendet hatte. Denn wenn Bürgerinnen und Bürger öffentlich darüber diskutieren, was wahr und was richtig ist, dann verflüssigen sich traditionelle Machtansprüche und erst die öffentliche Verständigung schafft die Grundlage einer Macht, die sich legitim nennen kann.

Die dem zugrundeliegende Haltung, hat Heine in seinem eigenen Schreiben geprägt, wie programmatische Aussagen nahelegen.

In einem offenen Brief schreibt er: „Am Ende liegt gar nichts an den Motiven unserer Darstellungen, sondern die Hauptsache ist die Wahrheit der Tatsachen, die wir vorbringen. ... das große Publikum begreift sehr gut dieses öffentliche Verfahren und jeder sagt: das ist die grelle, oft fatale, jedoch immer wahre Sprache der Wahrheit.“

In einer Zeit, in der die Publizistik stark meinungsgeprägt war, strebte Heine danach, „die Form des Faktums vorwalten zu lassen“, wie er schrieb. Er rühmte sich der „Indifferenz“. In der Einleitung der Französischen Zustände formulierte er die Absicht, „das Bild der Zeit selbst in seinen kleinsten Nuancen zu liefern“.

Seine revolutionären Zeitgenossen waren davon nicht alle angetan, aber Heine kam so zumindest programmatisch einer modernen, beinahe angelsächsischen Interpretation des

Journalismus näher als viele Journalisten der Partei- und Gesinnungsblätter jener Jahre. Und auch viele seiner journalistischen Texte sind eher präzise beschreibende Reportagen denn große Leitartikel. Natürlich mischte er im Stil der Zeit fiktive Passagen in seine Depeschen, aber anders als viele Zeitgenossen machte er sie kenntlich und bemühte überdies immer wieder die ästhetische lyrische Form, um Fakten in Form zu bringen.

Vor ideologischen Festlegungen hütete er sich: Wenn ihn die Mutter im „Wintermärchen“ nach der Partei befragt, der er mit Überzeugung angehöre, antwortet er, indem er die Süße der Apfelsinen rühmt...

Er blieb auch wegen der Zensur lieber dicht an dem, was er beobachtete. Das wird deutlich, wenn man zum Beispiel noch einmal nachliest, wie Heine im sechsten Artikel seiner *Französischen Zustände* die Cholera-Epidemie in Paris 1832 beschreibt. Er legt dabei das Augenmerk auf die sozialen und öffentlichen Folgen der Krankheit, veranschaulicht, wie eine Gesellschaft buchstäblich aus den Fugen gerät, Gerüchte mit Wissen verwechselt werden und Emotionen die Vernunft beiseite drängen.

Die Epidemie konnte sich ungehindert ausbreiten, weil sie zunächst nicht ernst genommen wurde. Die Parallelen zu den Ereignissen zu Beginn der Corona-Pandemie lesen sich frappierend: 1832 wurden die Feiern zum französischen Karneval „Mi-Carême“, die nach Berichten über den milden Verlauf der Cholera in London ohne Vorsicht stattfanden, zum Katalysator der Krankheit. In der Folge geriet Paris in den Griff der Epidemie. Sie raffte Tausende dahin, führte zu Aufständen derjenigen, deren Lebensmodell von staatlichen Sanitätsvorgaben und Reinigungsaktionen bedroht wurde, und bewirkte schließlich den Zusammenbruch des öffentlichen Lebens.

Heine beschreibt, wie der Kampf gegen die Epidemie Menschen um ihre Lebensgrundlage brachten, welche sozialen und kulturellen Verwerfungen das nach sich zog und wie sich die Begierde in die Gesellschaft fraß, jede noch so abstruse, scheinplausible Erklärung für das Geschehen als wahr zu akzeptieren.

Der Schriftsteller Heinrich Heine entpuppt sich hier als früher und meisterlicher Reporter.



Bei Augstein verhält es sich im Rückblick widersprüchlicher. Von ihm stammt der Satz, der heute das Atrium des Verlagsgebäudes zielt: „Sagen, was ist.“ So beschrieb er 1961 in einem Brief an die Leser „die einzige Möglichkeit des Journalisten, die Welt zu verändern“. Und das war programmatisch gemeint.

Denn in der Tat hatte Augstein mit dem Spiegel das erste deutsche Nachrichtenmagazin geschaffen. Eine Publikation, der Enzensberger zwar einen „Jargon“ vorwarf, die aber eben doch nicht in erster Linie auf den wirkungsstarken und gesinnungsethischen Kommentar setzte, der in deutschen Magazinen eine so lange Tradition hatte, sondern auf eine nachrichtliche Berichterstattung, die der Gesellschaft buchstäblich den Spiegel vorhalten sollte.

Spiegeln, was ist. Das ist eine starke Metapher mit großen journalismusethischen Folgen, über die in Journalismusschulen bis heute ganze Kolloquien veranstaltet werden. Denn wie soll man wissen, was ist, wenn man nur einen kleinen Ausschnitt der Welt überhaupt selber wahrnehmen kann? Der Streit, ob Wahrheit und Objektivität mehr sein können als bloße Ziele und regulative Ideen begleitet den Journalismus von Anfang an.

Schon Egon Erwin Kisch und Kurt Tucholsky waren uneins darüber, ob man denn nun als Reporter keine Tendenz habe, wie Kisch im Vorwort des „Rasenden Reporters“ behauptete. Er schrieb damals die Sätze „Nichts ist verblüffender als die einfache Wahrheit, nichts exotischer als unsere Umwelt, nichts phantasievoller als die Sachlichkeit. Und nicht Sensationelleres gibt es in der Welt als die Zeit, in der man lebt!“

Tucholsky widersprach scharf: „Das gibt es nicht“, schreibt er. „Es gibt keinen Menschen, der nicht einen Standpunkt hätte. Auch Kisch hat einen [...] Jeder Bericht, jeder noch so unpersönliche Bericht enthüllt immer zunächst den Schreiber, und in Tropennächten, Schiffskabinen, pariser Tandelmärkten und londoner Elendsquartieren, die man alle durch tausend Brillen sehen kann – auch wenn man keine aufhat –, schreibt man ja immer nur sich selbst.“

Augstein stellt sich in den 1990ern auf die Seite Tucholskys: „Naturgemäß kann die Reportage nur subjektiv sein“, schreibt er im Vorwort einer Reportage-Sammlung. Nur der Reporter habe gesehen und gehört, was er beschreibe. Das lasse sich nicht in ein Reglement sperren.

Wie so oft ist auch diese immer wieder geführte Debatte kaum zufriedenstellend zu beenden. Und es kommt einem so vor, als hätten schon Kisch und Tucholsky aneinander vorbeigeredet.

Ich mag als Auflösung dieses Dilemmas die Habermassche Beobachtung, dass man werten muss, um zu verstehen, dass also auch der faktischen Berichterstattung ein Prozess vorausgehen muss, der ohne Wertungen nicht zu haben ist und dass es eher darauf ankomme, sich dessen bewusst zu sein. Demzufolge wäre die Pose des reinen Beobachters und Berichterstatters vor allem eine Pose, die verdeckt, dass solche Wertungen passieren. Und die Pose des Kritikers würde vor allem verdecken, dass er eine faktische Grundlage braucht, auf der seine Kritik stehen kann.

Hier ist der redaktionelle Journalismus, der verschiedene Rollen ausprägen kann, klar im Vorteil. Denn dann geht beides. Augstein scharte Nachrichtenjournalisten um sich und nutzte als Chefredakteur die Möglichkeit, in großen Leitartikeln die Linie seines Magazins zu prägen. Er schuf zwar ein modernes Nachrichtenmedium, blieb aber selbst vor allem ein großer Kommentator und Zeitdiagnostiker.

Er konnte – anders als die früheren Vormärzschwärmer und Leitartikler – aus den profunden Rechercheleistungen einer Redaktion schöpfen. Er ordnete die Aussagen, was ist, in den größeren Zusammenhang, interpretierte und kommentierte.

Er konnte seine Kritik auf Fakten stellen und nicht bloß auf Überzeugungen. Er konnte deshalb auch sagen, warum etwas ist. Eine Anforderung, die in der modernen Öffentlichkeit immer wichtiger wird: Begründen können, was man sagt!

Aber natürlich ging es ihm nicht bloß um Analyse. Manche Augstein-Kommentare der 50er und 60er Jahre „lesen sich wie Belehrungen, fast so, als sei die politische Bühne in Bonn von bornierten Laienspielern besetzt, die man zurecht weisen müsse“, schreibt der Journalistik-Professor Michael Haller.

Als Herausgeber jedenfalls stand Augstein ein für die Freiheit der Redaktion, journalistisch ungehindert zu berichten. So sehr und so klar, dass jenes Schicksal ereilte, dass die Sitzredakteure zu Heines Zeiten regelmäßig kannten. Er wurde Anfang der 60er Jahre nach der Geschichte „Bedingt abwehrbereit“ verhaftet. Ein Skandal, der die Bundesrepublik zwang, sich neu ihres Verständnisses von Pressefreiheit zu vergewissern.

Zehn Jahre später ging Augstein sogar für drei Monate selbst in die Politik und zog über die NRW-Landesliste der FDP Anfang der 1970er Jahre in den Bundestag ein. Lange hielt er es dort dann aber doch nicht aus. Zu merkwürdig erschien ihm die Parteidisziplin, die von ihm verlangt wurde. Und zu sehr musste er wohl auch bemerken, dass praktische Demokratie noch einmal etwas anderes war als eine redaktionelle Hierarchie, an deren Spitze der Chefredakteur stand, der auch mal einfach sagen könnte, was ist.

Er entschied, dass er von der öffentlichen Peripherie des Politischen her mehr ausrichten könne. Und er hatte vermutlich recht.

Augstein kämpfte weiter für unabhängigen und freien Journalismus in einer Gesellschaft, die noch mindestens bis Ende der 1960er Jahre der Idee anhing, dass die Medien dem Wohle des Staates und seiner Machthabenden zu dienen hätten.

Dem konnte und wollte Augstein sich nicht anpassen, hier musste er Stellung beziehen und sein Blatt zum Sturmgeschütz machen, das den Weg in eine nicht nur in der Verfassung stehende, sondern auch gesellschaftlich gelebte Demokratie freimachte.

Denn auch wenn die Demokratie konstitutionell 1949 mit dem Grundgesetz geschaffen wurde, dauerte es doch bis in die späten 60er Jahre hinein, bis die Proteste der 68er dafür sorgten, dass Kritik und Widerspruch in der Öffentlichkeit zu einer Demokratie dazu gehören

und folglich Teil der politischen Kultur sein müssen. Kein Wunder, dass Augstein die Diskussion mit Dutschke & Co. suchte.

Die Frage, ob Heine es ähnlich gehandhabt hätte oder auch unter einer erst von den Besatzungsmächten und später einer unabhängigen Justiz gewährleisteten Pressefreiheit bei seinen ironisch-distanzierten Beschreibungen geblieben wäre, ist zumindest ein Gedankenspiel wert. Beide Journalisten eint, dass ihr persönliches journalistisches Handeln performativ auch ein Eintreten für die Freiheit der Presse und der Meinung bedeutete.

Die Zeiten haben sich verändert. Heute haben wir keinen Mangel an öffentlichen Sturmgeschützen, sondern an Schutzschilden, wie der aktuelle Spiegel-Chefredakteur Dirk Kurbjuweit feststellt.

Journalismus muss nicht mehr den Weg für die Debatte freischießen. Vielmehr kommt es darauf an, die Räume und die Voraussetzungen für ein gleichermaßen leidenschaftliches wie vernünftiges öffentliches Gespräch zu sichern: verlässliche Information und wechselseitigen Respekt.

Denn längst geht es nicht mehr darum, die demokratische Verständigung vor dem staatlichen Zugriff zu schützen, sondern darum, in den Kommunikationswirren und Echoräumen unserer fragmentierten Öffentlichkeit das Zuhören und das Miteinander sprechen wieder zu lernen und dafür journalistisch die notwendige Orientierung zu gewährleisten.

Sagen was ist, hat heute mindestens zwei Dimensionen:

Zum einen geht es darum, die Wahrheit zu benennen, Fake und Fakt klar zu unterscheiden! Denn nur auf dieser Grundlage können wir im Diskurs gemeinsam vereinbaren, was gilt, wenn wir die Argumente für die erhobenen Geltungsansprüche akzeptieren. Journalistische Medien müssen um das Vertrauen in die von ihnen vermittelten Fakten kämpfen.

Zum anderen brauchen wir Institutionen, die diskursiv das gesellschaftliche Gespräch ermöglichen.

Der alte demokratische Traum, dass jeder teilnehmen kann, ist zwar technisch erfüllt, aber gesellschaftlich erscheinen wir erstaunlich unfähig, damit umzugehen. Hier kommt eine neue Aufgabe auf den Journalismus zu, die Jeff Jarvis als eine Erweiterung der Moderation des gesellschaftlichen Gesprächs beschreibt. Die journalistische Vermittlungsaufgabe erschöpft sich nämlich nicht mehr nur zwischen den klassischen korporatistischen Akteuren, sondern richtet sich längst auch auf die neuen fragmentierten Foren digitaler Öffentlichkeiten.

Wenn alle nur noch in einer Reihe stehen und versuchen, lauter in die digitalen Weiten zu schreien, ist es sinnvoll, Zusammenhänge sichtbar zu machen und das Zuhören, das Sich-Aufeinander-Beziehen neu zu lehren. Das mag kurzfristig nicht so gut klicken, aber langfristig sichert es demokratische Grundlagen.

Differenzierung ist entscheidend, auch wenn es schwerfällt und liebgewonnen Routinen widerspricht.

Es gibt zwei Erlebnisse, gegen die ich anschreibe:

Eines ist uralt, als mir im Volontariat ein Redakteur folgenden Satz entgegenhielt: „Fakten hemmen den Erzählfluss.“

Eines ist recht jung, als mir ein Redakteur einen Namensartikel ablehnte, weil der keinen eindeutigen Standpunkt habe.

So ist die Welt nun einmal nicht. Und sie passt auch nicht in solche redaktionellen Schemata. Die Lage ist komplexer und es wird entscheidend sein, dass wir die Uneindeutigkeit aushalten und über Differenzen hinweg miteinander im Gespräch bleiben.

Viel zu häufig wirkt es heute so, als wäre die wahre Aussage die notwendige Eintrittskarte für das gesellschaftliche Gespräch. Dabei sprechen wir doch miteinander, um gemeinsam herauszufinden, was wir für wahr und für richtig halten. Das setzt voraus, dass wir uns gegenseitig unterstellen können, an dieser Verständigung interessiert zu sein.

Wenn die Teilnehmer an „Social-Media-Debatten“ nach Eindeutigkeit und moralischer Moralisierung rufen, kann (ja, muss!) Journalismus ein Ort der Differenzierung und der Abwägung werden.

In Zeiten rasender Social Media Kommunikation möchte man neben Lassalle und Augstein als dritten relevanten Imperativ noch einen Satz von Harry Rowohlt ins Gedächtnis rufen. Rowohlt mahnte: „Sagen, was man denkt. Und vorher was gedacht haben.“

Und das ist es doch heutzutage! Das sind wir unseren Gesprächspartnern schuldig. „Ist halt meine Meinung“, reicht als Begründung für öffentlichen Unsinn nicht aus. Sondern es braucht Routinen, in denen wir gemeinsam die Freiheit des Gedankens und der Meinung sichern. In aller Komplexität. Freiheit geht nur in Gesellschaft.

Da kommen Heine und Augstein bei allen Differenzen zusammen. Sie haben gedacht – und sie haben geschrieben, um eine Gesellschaft daran teilhaben und davon lernen zu lassen.

Von Heine und von Augstein können wir auf jeweils sehr unterschiedliche Weise lernen, wie das gehen kann. Sie hatten die Hoffnung, demokratische Wirkung zu entfalten. Und sei es bloß, weil sie die Idee der freien Meinungsäußerung bereits vorlebten, als andere noch zu ängstlich waren, es ihnen gleich zu tun.

Heute brauchen wir diesen Mut, öffentlich zu sprechen, öffentlich zuzuhören und von der verwegenen Annahme auszugehen, dass der andere auch recht haben könnte, erneut.

Doch was passiert nun mit dem schönen Anagramm vom Anfang? Eingehauen ist. Vielleicht hilft einer der berühmtesten Verse Heines:

„Schlage die Trommel und fürchte dich nicht.“

Politiker zitieren diesen Satz häufig, weil die Trommel stets weiter geschlagen wird. Und manchmal wird ihr Fell sogar eingehauen.

Dass diese Trommel heute nicht mehr nach Marschmusik, sondern nach Jazz-Synkopen klingen dürfte – damit müssen wir umgehen. Schließlich ist die Musik nach Ernst Bloch die eigentlich sozial seismographische Kunst. Aber das ist eine andere Geschichte...

Schönen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!